

Deutsch ist doch nicht jugendfrei

Die heutige Jugendsprache ist schon weird – oder nicht? Eine Professorin für Deutsche Sprache und Schweizer Jugendliche klären auf. Eltern und Lehrer sehen schnell alt aus.

Man könne schon sagen, dass die Jugendsprache zur Abgrenzung diene, es sei aber wichtig, es auch anders zu betrachten, meint Christa Dürscheid. Die 64-Jährige trägt eine schwarze Bluse mit einem orangen Kragen, dazu eine goldene Kette mit einem Unendlichkeitszeichen als Anhänger. Ihre blonden Haare sind schulterlang und wellig. Dürscheid kommt aus Deutschland und ist seit mehr als 20 Jahren an der Universität Zürich Professorin für Deutsche Sprache mit dem Schwerpunkt auf Gegenwartssprache. „Es dient viel mehr der Identitätsstiftung innerhalb der Gruppe und dass man ein Wir-Gefühl schaffen kann.“ Man übernehme Sprechweisen der Gleichaltrigen. Das geschehe sowohl aktiv, damit man Teil der Gruppe ist, als auch passiv. „Die Akkommodation findet statt, man passt sich einfach an.“ Denn man möchte ja nicht ausgeschlossen werden.

Jana Maletic, eine 17-jährige Schülerin der Fachmittelschule in Trogen, findet es ebenfalls komisch, „wenn mo so Wörter oder Jokes als Jugendliche denn nie verstoht oder nie solchi Usdrück benutzt und nur perfektes, korrektes Dütsch redt“. Es sei, wie wenn man jemandem einen Witz erklären müsse, oder ein Meme. Und das sei dann schlichtweg nicht mehr lustig.

„Dass Jugendliche mit Jugendlichen eine andere Sprachform haben, ist normal und völlig okay, das haben wir Erwachsenen auch, je nachdem wo wir uns bewegen“, erklärt Dürscheid. Es sei in dem Sinn nur ein Soziolekt, mit einer Abgrenzung durch das Alter. Auch die Anglizismen seien nichts Neues. „Früher hat man zwar andere verwendet, aber nicht weniger.“ Schließlich seien ja auch viele Ausdrücke an der Universität auf Englisch, etwa die Bezeichnung mancher Studiengänge. Jana nimmt das jedoch anders wahr. Sie hätte gedacht, „dass d Jugend-sproch erscht so viel Englisch drin het, sit Social Media so beliebt isch“.

Die Schülerin hat mittellanges, braunes Haar in der gleichen Farbe wie ihre Augen. Seit ihrem dritten Lebensjahr lebt die Bosnierin in der Schweiz. Sie mag es, über Sprache zu reden. Für ihre Lehrerin hat sie sogar einen „Jugendsprache-Duden“ gemacht. „Döt hemmer eifoch paar Usdrück, wo mer oft bruched, ufgschriebe und sie sozege über-setzt i chli formelleres Dütsch“, berichtet sie mit strahlenden Augen. Sie würde sich selbst nicht als „hipp“ bezeichnen, sie sieht sich eher als „e cooli, e lässig“. „E geilü Sau chönt me au sege“, sagt sie und lacht laut. Sie und ihre Freundinnen mögen es, ältere Wörter wiederzuverwenden, zum Beispiel „knorkte“. „Sowas het mo zwar fröhner benutzt, aber i find, me chas immer no sege oder halt wieder.“

Dürscheid kennt dieses Phänomen. Es gebe Untersuchungen, die besagen, dass „Jugendliche, gerade um einen eigenen Sprachgebrauch zu haben, auf Ressourcen zurückgreifen, die früher verwendet wurden“. Denn die Wörter, die aktuell und gerade „in“ sind, haben ein Ablaufdatum. Jana bestätigt: „Alles het so sini area, d Wörter sind eifoch ab mne gwüsse Punkt nümme im Trend.“ Würde man heute also noch „Rizz“ oder „Side eye“ sagen, ist sich Jana sicher, „me wör direkt en Side eye becho, also en abwertende, komische Blick vo de andere“. Jana findet auch, dass die Jugendlichen, die unter 16 oder über 19 Jahre alt sind, das noch nicht oder schon nicht mehr richtig mitbekommen. Sie verstehen nicht, wann ein Wort nicht mehr „viral“ ist. Für sie bezieht sich die Jugendsprache auf eine ganz bestimmte Altersgruppe. „Es gibt verschiedene Szenen innerhalb der Jugendsprache, und die Bezeichnung ‚Jugendsprache‘ an sich, die wir umgangssprachlich verwenden, ist nur der Obergriff“, bestätigt Dürscheid. Auch Jana findet, „es git grossi Unterschied, zum Bispjel redet die Ländliche

re für mi eher chli wie Buure im Vergleich zu dene vonere Stadt“. Von Deutschland zur Schweiz zeigen sich vor allem bei den Anglizismen Unterschiede, erklärt Dürscheid. „Penalty, Corner, Goalie, das sagt man in Deutschland nicht.“ Ansonsten scheint die Jugendsprache ziemlich ähnlich zu sein. Der 15-jährige Lev Bärtsch meint: „Ich denke, jede het die glüche Jugendwörter, weil hald alti Wörter vom Internet chömed, aber mengisch cha sie, dass ei Jugendwort biz geändert wird“. Er findet, „d Jugendsproch e cooli Sprach, weil es verschiedeni Wörter git, wo hald spannender gmacht worde sind.“

Die zwei Jahre ältere Jana Lauper, die auch die FMS in Trogen besucht, hat eine kritischere Sichtweise: „Es git au Jugendlich, wo nur no Jugendwörter im Wortschatz hend und au gfüht kein grade Satz meh chönd sege. Aso gad, wenn sich d Lütü wönd krass fühle, redets nur no so mit Jugendwörter, wells denn ‚cooler‘ sind. Aber i find, da tönt denn mega komisch und mo chas au übertriebe.“ Ribana Lengwiler, ebenfalls 17 Jahre,

re, findet, „dass es genug Wörter gibt, um sich auszudrücken, wieso kompliziert, wenn es einfach geht?“ Momentan beliebt sei „Hölle nein“. „Da seit mer, wen mer öppis nöd guet findet“, erklärt der 14-jährige Julian Wildhaber. Ein weiterer Ausdruck ist „plus oder minus Aura“. Wenn jemand was Gutes oder Lustiges macht, sagt man zu ihm „plus 100 Aura“. Finn Nyima Sailer ergänzt: „Das Gleiche gilt auch andersherum.“ Der bekommt dann „minus 100 Aura“. Viele Jugendliche wissen selbst nicht, wann ein Wort nicht mehr beliebt ist. Am besten verende man es, meint der 14-jährige Noah Lieberherr: „Sobald denn öper komisch luegt oder d‘ Stirn runzlet, weiss mo, dass für dä Wort langsam s‘letschti Stündli gschlagä hät.“

Es gibt auch ältere Menschen, meistens die Lehrer oder Eltern, die Jugendsprache sprechen oder es zumindest versuchen. „I find da scho sehr unangenehm“, gibt Jana offen zu, „will me merkt eifoch, dass es uf chrampf isch, voll erzunge statt dass mo eifoch redet“. Dürscheid versteht Jana. Das geschehe aber gar nicht mit böser Absicht, betont sie. „Es ist ein Annäherungsversuch, aber natürlich kann man sagen, es ist peinlich oder sogar anbidern.“ Man solle es aber auch positiv sehen, schließlich versuche man so nur auf die andere Person einzugehen. Dürscheid nennt das Akkommodation. Auch die Medien tun das und werben mit jugendlichen Ausdrücken für sich. „Es ist natürlich für die Jugendlichen sofort klar, dass ein Produkt beworben wird und sie als Zielgruppe besser angesprochen werden sollen.“ Dürscheid habe einmal eine solche Werbung für ein Hotel gesehen. Dabei ging es um die absichtlich andere grammatikalische Struktur. „Sie müde? Wir Zimmer“, stand da. Heuchlerisch findet Dürscheid das nicht, man versuche nun mal aufzufallen. Und das Ziel ist ja, dass Werbung im Kopf bleibt.

Ist die Jugendsprache wirklich so eine große Bedrohung, wie manche behaupten? Dürscheid meint: „Ich weiß jetzt nicht genau, was denn da die Sorge ist, die dahintersteckt.“ Klar, durch Posts, Kommentare und die sozialen Medien könne die Art, wie man schreibt, stark beeinflusst werden. Man dürfe aber nicht vergessen, „dass deswegen nicht plötzlich die Fähigkeit verloren geht, auch formell und korrekt einen Aufsatz schreiben zu können“. Einige Jugendwörter seien sogar im Duden vertreten. Dürscheid erzählt mit einem Schmunzeln, sie habe das selbst schon verwundert. Sie las einen Text eines Studenten, und da stand, dass man sich ja „muten“ könne. „Das heißt doch stummschalten, habe ich mir gedacht und habe es überprüft. Tatsächlich steht es bereits im Duden und sogar mit einem Verweis, dass ‚muten‘ in der Tontechnik genutzt wird.“

Sara Fiore, Kantonsschule Trogen



Illustrationen Studio Zubart

Nicht jeder kennt das Ende vom Lied

In Timișoara gibt es ein Altenheim für die Banater Schwaben und einen Chor

Es ist Dienstagmittag. Im Kaffeesaal spielen vier Senioren Rommé. „Bitte nicht stören, wir nehmen das ernst!“, ist zu hören, als die Tür aufgeht. Im Raum tönt ein lautes Gespräch in banatschwäbischer Mundart. Die Bewohner des deutschen Altenheims in Timișoara lächeln. Auf ihren heiteren Gesichtern sind Sorgen kaum zu erahnen. Helmut Weinschrott ist der Direktor der Sozialabteilung der Stiftung des Heims: „Die Leute sind allein, sie können sich nicht mehr selbst versorgen. Oft leben sie in Ortschaften, die verkehrstechnisch abgeschnitten sind und wo auch ihre deutsche Sprache nicht mehr gesprochen wird“, sagt der grauhaarige Mann und rückt seine Brille zurecht. Das Adam-Müller-Guttenbrunn-Seniorenheim wurde 1994 mit Unterstützung der Bundesrepublik Deutschland für die deutsche Minderheit in Timișoara, die Banater Schwaben, gegründet. Rund 80 Senioren werden hier betreut. Viele weitere ältere Menschen, aber auch bedürftige Kinder nehmen an der Essensversorgung teil. Es sei schwierig, ein solch komplexes Projekt wie ein Seniorenheim zu verwalten, erklärt Weinschrott. Immer gebe es Probleme mit der Absicherung finanzieller Mittel. Aber er verzweifelt nicht. „Die Verwaltung ist ja ein Job, und man muss das machen können und ganz besonders wollen. Und ich wollte es und habe es von Anfang an gemacht.“ Bei Problemen der Bewohner ist er zur Stelle. „Die Tür ist bei mir nie zu“, sagt er und zeigt auf seine Bürotür.

Auf die Frage, warum das Heim gebaut wurde, antwortet er: „Also der Grund war doch klar. Die jungen Leute sind ausgewandert, und die alten sind hiergeblieben, da musste man etwas unternehmen. Von staatlicher Seite hat sich nichts getan, und deshalb wurde mit Unterstützung des Hilfswerks der Banater Schwaben in Deutschland dieses Gebäude errichtet, mit Mitteln der Bundesregierung Deutschland.“ Das Heim sei zwischen 1992 und 1994 „in Rekordzeit“ gebaut worden. „Fast alle aus dem Heim haben kaum in Deutschland gelebt, aber alle gehören zur deutschen Minderheit in Rumänien.“

Die Bewohner des Heims haben viel Geschichte erlebt. „Wir haben zu Hause nur Deutsch gesprochen. In der ersten Klasse habe ich Rumänisch lernen müssen“, erzählt die zweiundachtzigjährige Heidrun Henresz. „Meine Mutter konnte Ungarisch, sie war auf der ungarischen Schule. Ungarisch und Deutsch hat sie gut können. Aber Rumänisch nicht. Wir haben immer gelacht, wenn sie mit den rumänischen Nachbarn gesprochen

hat.“ Erklärend fügt sie hinzu: „Weil es hier so zugeht im Banat, es ist mehrsprachig und multinational.“ Henresz erinnert sich: „Vater war im Krieg und Mutter mit fünf kleinen Kindern zu Hause, ganz allein.“ Später besuchte sie das deutsche Nikolaus-Lenau-Lyzeum in Timișoara. „Damals waren ganz andere, kommunistische Zeiten. Deutsche Schulen gab es in jedem Viertel, aber mit kommunistischer Ausrichtung, also dass die Deutschen auch den Sozialismus lernen können. Schon in der ersten Klasse haben wir direkt Rumänisch lernen müssen.“ Ihr fiel das nicht schwer. „In Temeswar spielen die Kinder auf der Straße auch mit ungarischen und rumänischen Kindern, und sie lernen es einfach so, ohne Lehrer.“ Allderlings: „Wir Mädchen haben nicht so viel Ungarisch gelernt, denn wir waren mehr im Haus. Aber die Jungen, die haben gut Ungarisch gekonnt.“

Nach dem Abitur begann Henresz ein Germanistik-Studium. „Während des Studiums habe ich dann geheiratet und vier Söhne bekommen, und ich habe das Studium nicht mehr abgeschlossen. Mit den Kindern muss man sich die erste Zeit sehr viel beschäftigen, und da kann man nicht auf zwei Stühlen sitzen.“ Sie arbeitete einige Jahre im Lektorat der „Banater Zeitung“, einer Beilage der „Allgemeinen Deutschen Zeitung für Rumänien“. „Es war von Anfang an eine deutsche Zeitung, seit 1949. Sie richtete sich an die deutsche Minderheit, damit sie über alles informiert ist.“ Der Zeitung blieb sie lange treu. „Später war ich Redaktionsmitglied, sechs Jahre lang, als nicht gelernte Journalistin. Damals gab es ja keine Schule für Journalismus, erst recht nicht in deutscher Sprache.“ 1999 ging sie in Rente. Zuerst war sie zu Hause, dann entschied sie sich mit ihrem Mann zusammen für das Seniorenheim. Mit ihrem Mann spricht sie ausschließlich Deutsch. Die Einrichtung ist für die beiden ein zweites Zuhause.

„Wir können uns über gar nichts beklagen. Zu Hause geht es einfach nicht mehr. Die Füße, der Rücken.“ Und ein Heimplatz ist bezahlbar. „Wir bezahlen von unserer Rente 80 Prozent als Gebühr, und 20 Prozent kriegen wir für uns als Taschengeld. Das können wir ausgeben für Kleider und so.“ Am Anfang hat Henresz sogar noch Artikel für die Zeitung geschrieben. „Aber jetzt fehlen mir die Informationen von draußen. Ich bin ja mit Rollator unterwegs. Die Mobilität ist das Problem. Außerdem wird man immer älter. Aber Korrekturen mache ich noch. Die letzte war eine Doktorarbeit, 480 Seiten.“ Das Heimleben selbst ist alles andere als träge. Neben Spaziergän-

gen im angrenzenden botanischen Garten gibt es viele Möglichkeiten. „Ein volles Programm hält jung“, betont Weinschrott. „Um 8 Uhr gibt es Frühstück, um Punkt 12 Mittagessen. Das war schon bei den schwäbischen Familien Brauch.“ Von Montag bis Freitag gibt es Angebote: einmal ist Turnstunde, ein anderes Mal Kaffeestunde. In diesem Moment betritt die Turnlehrerin den Raum und zieht mit ihrer Fröhlichkeit alle in ihren Bann. Turnen sei zwar anstrengend, aber die Lehrerin verbreitet Energie. Sie nennt alle Teilnehmer „Sportler“ und lässt nacheinander die Übungsreihen mitzählen. Die Bewohner zählen in mehreren Sprachen, jeder, wie er mag. Es gibt auch einen Chor. „Seit zwei Jahren leiten wir den Chor allein. Wir haben eine Lehrerin gehabt. Aber die ist mittlerweile auch alt und krank und kann nicht mehr“, berichtet Henresz. Doch die Chormitglieder haben nicht aufgegeben: „Raymund leitet den Chor, obwohl er seit 25 Jahren blind ist. Der Raymund gibt den Ton an, er beherrscht das musikalisch, ich passe mit dem Text auf. Die Melodie behält man ja, aber der Text, das ist schwierig.“

Jeden Sonntag singen sie im Gottesdienst: „Es sind Lieder, die zur Glaubenszeit passen. Bei einem Lied sind es vier Strophen. Die erste Strophe geht ja gut bei allen. Aber dann. Wir können wenigstens noch im Gebetbuch lesen, der Raymund muss den Text auswendig lernen.“ Alle lieben den Chor, nur werden sie immer weniger. „Das älteste Mitglied ist 93.“ Entspannt sind die Kaffeestunden, dienstags und donnerstags. Und auf die Bowlingtage freuen sich alle am meisten. Es wird um einen Preis gespielt, ein Ständchen von Raymund. Er und sein Chor sind auch das Herzstück der Geburtstage. Geburtstage sind umso wertvoller, da einige Bewohner bereits über 100 Jahre alt sind. Jeden Monat feiern alle zusammen mit Tanz, Kuchen, Kaffee und Torte die Geburtstage der in diesem Monat Geborenen.

Alle scheinen hier so viel Hoffnung zu haben, es gibt keinerlei Klagen, keine Bitterkeit, obwohl jeder seine Gebrechen hat. Fast alle haben Leid und Verlust erlebt. Trotzdem ist die Stimmung gut. Erst nach mehreren Stunden, die man zusammen verbringt, kann man die Frage stellen, woher diese Hoffnung, diese Lebensfreude kommt. Heidrun Henresz fasst die Antwort in eine Lebensweisheit: „Willst du glücklich sein im Leben, trage bei zu anderer Glück, denn die Freude, die wir geben, kehrt ins eigene Herz zurück.“

Eliza Mițu, Ioana Beicu
Nikolaus-Lenau-Gymnasium, Timișoara

Er nimmt es sportlich

Für den 17 Jahre alten Vinicius ging es aus Schwaben in die USA

Vinicius Choqueta, kurz Vini, ist Anfang des Jahres mit zwei jüngeren Geschwistern und seinen Eltern aus dem ländlichen Remstal bei Stuttgart in die USA gezogen, genauer nach Mechanicsburg. Sein Vater bekam dort ein attraktives Jobangebot. Mechanicsburg ist eine typisch amerikanische Kleinstadt mit 9600 Einwohnern im Süden von Pennsylvania. Mit dem Auto sind es gerade mal drei Stunden nach New York City. Als bisheriger Realschüler erwartete ihn auf der Cumberland Valley Highschool (CVHS) mit ihren mehr als 3000 Schülern ein völlig anderes Schulsystem. 6550 Kilometer und sechs Stunden Zeitverschiebung liegen zwischen Vini und Deutschland, während man sich mit ihm über Snapchat unterhält. Sofort fällt seine veränderte Redeweise auf, man hört bereits einen amerikanischen Akzent, wenn der Siebzehnjährige spricht. „Es war wie ein Sprung ins kalte Wasser.“ Der Übergang von der deutschen zur amerikanischen Schule erschien ihm wie der Eintritt in eine ganz neue Welt. „Wir werden hier nach Leistung in jedem Fach in verschiedene Klassen eingeteilt, also ganz anders als in Deutschland. Anstatt eines abwechslungsreichen Stundenplans haben wir jeden Tag zu derselben Zeit denselben Kurs. Der Stundenplan bleibt das ganze Jahr über gleich, und es gibt für jeden Kurs eine neue Klasse mit neuen Mitschülern. Dadurch lernte ich innerhalb meiner ersten Schulwoche mindestens hundert neue Menschen kennen. Doch bis man seine Klassenkameraden richtig kennt, dauert es eine Weile. Mit manchen habe ich nur einen Kurs zusammen, mit anderen ganz viele.“

Besonders vom Schulsport ist er begeistert. „Sport hat in den USA eine viel größere Bedeutung als an deutschen Schulen. Hier gibt es eine Vielzahl von Sportarten und Sportveranstaltungen, von Lacrosse über Cricket bis hin zu Baseball und Hockey. Von manchen hatte ich davor noch nie gehört.“ Tägliches Training und Wettkämpfe zwischen Schülern und Schulen stehen im Mittelpunkt des Schullebens. Viele streben nach Sportstipendien für das College, da diese für manche Familien sonst unbezahlbar sind. „Jeder, der in ein Schulteam möchte, muss zuerst ein Auswahlverfahren bestehen. Am Anfang eines jeden Schuljahres gibt es für jede Sportmannschaft sogenannte Tryouts. Dabei messen sich alle Schüler. Nur die Besten schaffen es ins Team. Für die anderen gibt es aber auch noch viele andere Möglichkeiten, sich sportlich zu engagieren.“

Vini kam erst nach den Tryouts an seine neue Schule, worüber er sich ziemlich ärgerte, denn nun muss er bis nächstes Jahr warten, um an den nächsten Tryouts teilzunehmen. „Nächstes Jahr will ich ins Fußballteam!“ In Deutschland spielte er als Innenverteidiger und Kapitän beim VfL Winterbach in der B-Jugend. „Ich bin zuversichtlich“, meint er. Er hat Erfahrung, ist 1,88 Meter groß, kräftig und hat bis dahin auch viel Zeit, sich die Fußballmannschaft genauer anzuschauen.

„Hier spürst du die Lust auf Sport.“ Besonders beeindruckend findet Vini die Traditionen. „Jedes Wochenende finden Veranstaltungen mit den Cheerleadern und dem American-Football-Schulteam statt, die die gesamte Schule zusammenbringen. Wir haben sogar ein eigenes Football-Stadion mit Kunstrasen, LED-Beleuchtung und einer großen Leinwand. Für die Schulen ist es sehr wichtig, welche Preise und Titel ihre Teams gewinnen, da ihr Image davon abhängt. Sogar ein paar ehemalige NFL-Spieler absolvierten bei uns ihren Abschluss. Nie hatte ich in Deutschland bei einer Schulveranstaltung so eine Begeisterung und Stimmung erlebt. Es ist ein bisschen wie im Fußballstadion in Deutschland, nur kleiner und mit mehr Show. Trotzdem möchte ich lieber ins Fußballteam, da ich nicht vor so vielen Leuten im Mittelpunkt stehen will und mir Fußball einfach besser gefällt.“

Sein Eindruck bisher ist, dass in den USA viel mehr Wert auf Sport, Musik, Gemeinschaft und außerschulische Aktivitäten gelegt wird als auf Hausaufgaben und Lernen. „Das deutsche Schulsystem sollte sich daran definitiv orientieren. Schulsport in Deutschland dagegen ist ein Witz. Trotzdem vermisse ich manchmal die langweiligen Sportstunden, in denen niemand mitgemacht hat und wir alle viel geredet und gelacht haben.“ Abschließend meint er: „Noch weiß ich nicht, wie lange wir in Mechanicsburg bleiben werden, aber ich fühle mich hier sehr wohl und werde hoffentlich auch an der CVHS meinen Abschluss machen können. Aber jetzt habe ich dieses Schuljahr beendet mit den besten Noten, die ich je hatte.“

Sandro Berndt
Johann-Philipp-Palm-Schule, Schorndorf